



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Politik. Die soeben ausgegebene Nummer der Westminster Review bringt an erster Stelle einen Artikel, der ebenso charakteristisch für englische Anschauungen wie beachtenswert für die ist, die etwa noch glauben sollten, daß bei der, vielleicht noch auf Jahre hinausgeschobenen, aber doch sicher in absehbarer Zeit eintretenden Neuordnung der europäischen Machtverhältnisse England irgend eine Rolle spielen werde. Es wird ja niemand den Verfasser des Artikels als befugt ansehen, die Ansichten der jetzigen englischen Regierung wiederzugeben; daß er aber den Gefühlen der Mehrheit des Volkes entspricht, ist sicher, wenn auch die Folgerungen, zu denen er schließlich gelangt, sein Eigentum sind.

Der Artikel beginnt mit der bekannten englischen Klage über Kriege, die in dynastischem Interesse geführt werden, wobei besonders Friedrich der Große schlecht wegkommt — eine köstliche Naivität, wenn man bedenkt, daß einmal England Friedrichs, allerdings sehr unzuverlässiger, Bundesgenosse im siebenjährigen Kriege war und den König unaufhörlich dazu drängte, seine ganze Macht gegen Frankreich zu wenden, damit die friedliebenden Briten ungestört die französischen Kolonien wegnehmen konnten —, giebt dann eine Uebersicht über die Zahl der von den europäischen Mächten unter den Waffen gehaltenen Soldaten und fährt folgendermaßen fort:

„Man hat berechnet, daß einschließlich der Nordamerikaner etwa hundert und fünf Millionen Menschen englisch sprechen und der angelsächsischen Rasse angehören. Sehen wir nun voraus, daß England mitsamt seinen Kolonien ein Parlament beschickte, das die gemeinsamen Angelegenheiten des Reiches zu verwalten hätte, so würde dadurch eine engere Verbindung der Teile unter einander herbeigeführt, zahlreiche handelspolitische Nützlichkeits Einrichtungen ermöglicht und die Wahrscheinlichkeit wirksamer Verteidigungsmaßregeln gegeben sein. In Indien sind schon zweihundertundsiebzig Millionen Eingeborener mittelbar oder unmittelbar von England abhängig, und wenn diese auch bis jetzt noch nicht politisch reif sind, so ist doch die Zeit voranzusehen, wo sie ebenfalls in dem erwähnten allgemeinen Parlamente vertreten sein könnten.“

Dann wird weiter ausgeführt, dieses ungeheuere Reich könnte sich mit Nordamerika dazu vereinigen, alle etwa auf einen Krieg hinführenden Zwistigkeiten auf dem Wege schiedsrichterlichen Ausspruchs entscheiden zu lassen, wobei die Wahrscheinlichkeit dafür sprechen dürfte, daß die kleineren, nicht angelsächsischen, Völker sich jenem Bundesverhältnis anschließen würden. Dann würden sich die übrigen vier oder fünf europäischen Regierungen doch wohl ernstlich die Frage vorlegen, ob sie noch weiterhin die Millionen ausgeben sollen, die ihnen ihre ungeheuren stehenden Heere bis jetzt kosten, statt sich jenem Friedensbunde anzuschließen.

Man sieht, daß nur eins für den Erfinder dieses wunderbaren Planes feststeht, daß nämlich England keinen Pfennig mehr als jetzt für Armeezwecke ausgeben soll, das heißt, daß es aus dem europäischen Staatensystem ausscheiden soll. Ueber die harte geschichtliche Notwendigkeit, die die Großmächte Europas zur Anspannung aller verfügbaren militärischen Kräfte zwingt, schweigt der Aufsatz vollständig, auf die Möglichkeit, daß ein nicht, oder nicht genügend verteidigtes Land, wie England, in einem allgemeinen Kriege zertrümmert werden kann, nimmt er keine Rücksicht,

dafür wirft er aber, nach englischer Art, den Festlandsmächten einen Zwittertrachtpfapfel hin, der sie vermutlich zum Kampfe gegen einander reizen und von der Betrachtung englischer Schwäche ablenken soll.

Eine der segensreichsten Folgen jener schiedsrichterlichen Regelung staatlicher Zwistigkeiten nämlich sieht der Verfasser in der Möglichkeit, Länder, die jetzt unter dem Joche einer unproduktiver Barbarei und eines bildungsfeindlichen Fanatismus seufzen, den Kulturstaaten Europas auszuantworten. Hierin wird ein Ablenken der Kräfte von Europa, das heißt vom Kriege, erblickt. Dort winken friedliche Palmen, die ohne Blutvergießen erworben werden können.

Leider fügt der Verfasser nicht hinzu, welchen Teil der Beute England selbst für sich dabei in Anspruch nehmen würde, so interessant es auch wäre, zu erfahren, nach welchem noch nicht England unterworfenen Teile des Erdballs die unersättliche britische Habsucht ihre Hände ausstreckt.

Die Klatschsucht der Presse. Auch in unsrer stillen Kreisstadt hat sich kürzlich ein Glender gefunden, der mit dem Rufe: „Ich bin Jack, der —“ Frauen, Kinder und Dienstmädchen schreckte. Ausbreitung der Kunde von jenem Schensal selbst unter Unmündigen, frivole Nachäffung desselben durch Lumpen, das ist die liebliche Frucht der Klatschsucht der Presse, die sich nicht scheut — und leider sind auch anständige Zeitungen nicht frei davon! —, die bekannten widerwärtigen und empörenden Vorkommnisse in der englischen Hauptstadt und so manche ähnlich anmutende Schandgeschichte von „Luftmorden“ u. s. w. mit aller Sorgfalt zu verzeichnen und damit auch ihren geistig und sittlich widerstandsfähigsten Lesern vor die Augen zu bringen. Daß Mäntelchen sittlicher Entrüstung, das all diese Blätter und Blättchen sich bei solchen Gelegenheiten umzuhängen pflegen, ist recht faden-scheinig und läßt die Sucht, durch anstößige Berichte den Lesern zu gefallen, nur um so deutlicher durchscheinen. In so manchem dieser Artikelchen „seh' ich geheime Lust begehrlieh zittern.“ Und dabei erwäge man, in welch verborgene Winkel, zu welch sittlich wehrlosen oder bereits verwahrlosten Lesern und Leserinnen der Segen unsrer „Wurstblättchen“ dringt!

Aber ganz abgesehen von dem sittlichen Gifte, das hier in viele arglose Herzen getragen wird, hat die Sache noch eine andre, sehr ernsthafte Seite. Man beklagt und bekämpft nicht nur das Unwesen der sogenannten „Kriminalstudenten,“ d. h. derjenigen Leute, die durch aufmerksames Besuchen der Strafgerichtsverhandlungen sich für spätere eigne Fälle ihr Verhalten einüben, sondern man hat es sogar für nötig gehalten, obwohl sittlicher Anstand hier allein die Richtschnur bilden sollte, durch Gesetz diesen Anstand zu erzwingen: das Reichsgesetz vom 5. April 1888 hat anknüpfend an § 184 des Reichsstrafgesetzbuchs anordnen müssen, daß gleiche Strafe, wie den Verbreiter unzüchtiger Schriften, denjenigen treffe, der „aus Gerichtsverhandlungen, für welche wegen Gefährdung der Sittlichkeit die Öffentlichkeit ausgeschlossen war, oder den diesen Verhandlungen zu Grunde liegenden amtlichen Schriftstücken öffentlich Mitteilungen macht, welche geeignet sind, Aergernis zu erregen.“

Trotzdem würdigen sich die Zeitungen fast täglich durch ihre Berichte über Morde, Luftmorde und sonstige Greuelthaten wie zum Hohn auf dieses Gesetz zu einer Schule des Lasters herab. Denn das Laster entnimmt ihnen nicht nur Winke und Ratschläge zur sichern Vollführung eigener Unthaten, sondern entzündet sich überhaupt erst an ihnen. Das Verbrechen selbst, ehe es sich vor dem Richterstuhle zu verantworten hat, darf in aller Ausführlichkeit nacherzählt werden, wo

Mitteilungen über das Verbrechen auf Grund der Gerichtsverhandlungen, die doch wenigstens als Schlußpunkt über die sühnende Strafe berichten könnten, verboten sind!

Die Wirkungen dieses Mißstandes lassen sich nicht verkennen. So dürften sich die mannigfachen Selbstmorde Halberwachsener zum Teil daraus erklären: diese geistige Seuche wirkt ansteckend durch das Mittel der Zeitungen, die von solchen Fällen erzählen. Wie will man es sonst erklären, daß ganz obsture Burschen vom Lande, die sich doch von den Erzählungen Zolas oder Sacher Masochs nichts träumen ließen, auf das viehische Verbrechen des Lustmordes verfielen? Es ist kein Zweifel, daß den Verbreitern solcher Schandgeschichten eine Mitschuld an deren Wiederholung zufällt. Früher wurden die Verbrechen im Dunkeln begangen; nur in örtlicher Nähe breiteten sich sozusagen die Wellenringe der Aufregung und der Erschütterung des sittlichen Bewußtseins aus. Höchstens durch die Schauerbilder auf Jahrmärkten wurden sie in halb harmloser, halb lächerlicher Form bekannt. Dem ist jetzt nicht mehr so. Nicht nur die „Gerichtszeitungen“ (mit ihren häufig so schiefen und juristisch pointelosen Berichten ein Spott der Rechtskundigen!), die „Kriminalnovellen“, der „Pitaval“ u. s. w. sorgen für gründliche und dauernde Verbreitung, sondern vor allem die Tagespresse.

Durch die ins Ungemessene gestiegene Verbreitung der Presse hat gewissermaßen die Raumbeschränkung für Thaten und ausgesprochene Gedanken aufgehört: beide werden alsbald das Gemeingut ungezählter Mitwissenden. Hierin — das brauche ich wohl nicht zu sagen — liegt ja ein früher nie geahnter Segen, aber auch eine erschreckende Gefahr. Auf die Länge werden ihr nur sittlich starke Völker nicht erliegen.

Sich nun mit Ermahnungen an das Anstandsgefühl wenden, um solche Auswüchse der Zeitungsberichterstattung auszumerzen, wird wenig Erfolg haben. Und mit Schaffung und Anwendung gesetzlicher Zwangsmittel alsbald zur Rute zu greifen, hat auch wenig Einladendes. Eine Handhabe, deren Anwendung wenigstens etwas Erfolg verspräche, bieten die „Kreisblätter.“ Kann ihnen die Verwaltungsbehörde aus thatsächlichen Gründen gewisse Vorschriften über Inhalt und Charakter geben, so wäre es dringend wünschenswert, diese Zeitung erstreckte sich auch auf das hier Besprochene. Mag das auch etwas nach Zensur schmecken — so thöricht sind die Männer, die sie erfanden, auch nicht gewesen, daß nicht ein Korn Wahrheit in der Zensur liegen sollte.

Neudrucke. In den letzten Jahren ist neben den vielfachen litterarischen Erneuerungen und Auffrischungen eine förmliche Litteratur von „Neudrucken“ herangewachsen. Wie uns scheint, nicht ohne Beziehung zu der gegenwärtigen Schätzung der neugedruckten Litteratur. Diese Neudrucke sind der sprechendste Beleg für die nach rückwärts gekehrte Haltung unserer litterarischen Zeit. Es ist auch gar nichts dagegen zu sagen, daß sie statt widerstehende oder saftlose Neulingsspeise zu verdauen, es vorzieht — wiederzukauen. Es fehlt nicht an gleichen Anzeichen in England, Frankreich und Italien. Wenn wir nicht irren, war es sogar der Anstoß einer englischen Firma (London, Murray), der den Gedanken in Aufnahme brachte, seltene Bücher vergangener Litteraturperioden in neuen Drucken auch bibliothekfernen Litteraturfreunden zugänglich zu machen. Auch wo gerade keine litterarischen Schätze zu heben waren, wirkte in manchen Fällen die Besorgnis vor litterarischem Verlust, vor dem bekanntlich der Bücherdruck kein unbedingtes Schutzmittel ist. Wie der Geschichtskundige weiß, ist kein Buch so nichtsagend und so schlecht, daß nicht unter Umständen sein Verlust zu bedauern wäre.

In Deutschland, dem Philologenlande, ist die Sache methodisch angegriffen worden. Nicht bloß der alte Druck, auch das Bild einer ganzen alten Litteratur sollte neubelebt werden. Goedeke und Tittmann hatten noch in der Form von Neuausgaben mit dem 16. und 17. Jahrhundert begonnen. Bereits nach dem neuen Grundsatz typographischer Nachbildung folgten auf demselben Gebiete die Brauneschen „Neudrucke“ (Halle, Niemeyer). Neuerdings scheint die gesamte Neudrucklitteratur in dem großen Verlagsmittelpunkt für neuere Philologie Gebrüder Henninger in Heilbronn gleichfalls einen Mittelpunkt gefunden zu haben. Hier lag es nahe, auch die ausländischen Litteraturen mit Rücksicht auf die höhere Schullektüre, aber auch auf die litterarhistorische Forschung und Liebhaberei heranzuziehen. Und so können wir uns dank dem unermüdlichen Eifer dieses Verlages bereits einer Reihe kritischer Neuausgaben neuerer französischer und englischer Sprach- und Litteraturdenkmale rühmen, die, durchweg von tüchtig geschulten Fachgelehrten, zum Teil den in erster Reihe stehenden Forschern besorgt, in ihrer Auswahl, Zuverlässigkeit und Billigkeit in den litterarischen Heimatländern nicht ihresgleichen finden. Die englischen Litteraturdenkmale führten sich ein mit den durch die Beschäftigung mit Shakespeare weiten Kreisen bekannten Marksteinen der englischen Theatergeschichte, den Dramen *Gorboduc* or *Ferrex and Porrex* und *Marlowes Tamburlaine*. Die Herausgeber sind Toulmin Smith und Albrecht Wagner, eine historisch-kritische Ausgabe von Marlowes übrigen Werken hat Breymann in München übernommen. Der für den Gesellschaftston eines ganzen Jahrhunderts vorbildliche Roman *Euphues* von John Lyly (dem Vater des „Euphuismus“) verbunden mit (leider nur) einem Kapitel der Sidneyschen *Arkadia*, des in den deutschen Litteraturvereinen des 17. Jahrhunderts mehrmals in die Wirklichkeit übersetzten Schäferromans, liegt mit einer erschöpfenden Einleitung und Noten von Friedrich Landmann vor. Von den frühern französischen Erscheinungen erwähnen wir Wendelin Försters treuen Abdruck der ersten Gesamtauflage der Tragödien Robert Garniers (Paris 1585), des bedeutendsten vorklassischen Dramatikers Frankreichs. Ein für das klassische Drama sehr bemerkenswertes (als solches schon Voltaire auffälliges) Stück, die *Sophonisbe* des angeblich von Deutschen stammenden Jean de Mairet (1635) brachte dies Jahr die etwas einseitig auf das Bibliographische sich beschränkende Ausgabe von Karl Vollmöller in Göttingen, des Leiters der beiden Sammlungen. Litterarhistorisch unterrichtender ist die Behandlung eines wunderlichen Heiligen der französischen Renaissancelitteratur, des für eine hellenisch-metrisch-musikalische Zukunftspoesie begeisterten Jean Antoine de Baïf durch Ernst Johann Groth. Das von ihm herausgegebene Werk Baïfs, eine Uebersetzung des Psalters, ruft die Beziehungen in Erinnerung, welche gerade diese französische Reformationslitteratur zu Deutschland hat. Der Autor ist übrigens von Seiten der deutschen Litteraturgeschichte nicht so vernachlässigt, als der Herausgeber beklagt. Dieser Baïf ist übrigens zugleich einer jener französischen Zukunftstorthographen, die in jener Zeit (16. Jahrhundert) auch zu uns (Paul Schede-Melissus) Ableger sandten. Gegenwärtig finden sie diesseits des Rheines zum mindesten begeisterten Anklang, wie hier Wendelin Försters Auffrischung des *Tretté* (so!) de la Gramme Francoeze von Louis Meigret (1550), beweist, gleichfalls einem Reformator der französischen Rechtschreibung (im Sinne der Lautschreibung), der etwas überschwänglich „zu den wahrhaft großen Männern, die als Apostel neuer, wahrer Ideen (!) mit dem Unverstand und der gewohnheitsmäßigen Denksaulheit in Kampf gerieten,“ gerechnet wird. Ein neuer Fischart für diese modernen orthographischen Reher! Uns will es doch scheinen, daß „das Land, das Staatsformen und Dynastien wie

Handschuhe wechselt," seine Gründe haben muß, weshalb es sich gegen seine mehr oder minder radikalen orthographischen Bräutenden so auffällig spröde verhält. Will man sehen, wohin die französische Sprache bei völlig „korrekter“ Laut- oder besser Klangschreibung gelangt und sich einen erheiternden Eindruck verschaffen, so greife man z. B. zu dem sonst sehr nützlichen und natürlich nicht in dieser Absicht zusammengestellten Büchlein *Phrases de tous les jours* par Felix Franke (gleichfalls bei Hemminger in Heilbronn, zweite Ausgabe 1888). Hier sind obligate Redensarten des täglichen Verkehrs für den Deutschen in üblicher Schrift und jener „nüancierten“ Aussprache nebeneinandergestellt, mit der wir von unsern pflichteifrigen Romanisten auf den Gymnasien genug gequält werden — leider meist ohne sie zu lernen. Der Anblick der „nüancierten“ Aussprachseiten ist hier, wie gesagt, unbezahlbar.

Wir schließen mit der vorläufig neuesten Erscheinung auf dem Gebiete der Neudrucke — wir glauben nicht, daß die Bewegung damit bereits erschöpft sei — den „Berliner Neudrucke“ der Gebrüder Paetel in Berlin. Man verspricht „eine Reihe von Werken, die selten geworden, bedeutsam oder seltsam gewesen und geblieben sind, und die daneben einen wichtigen Einfluß auf die Kultur- und Literaturströmungen ihre Zeit ausgeübt haben,“ aber — dies Programm ein wenig auf seinen ersten Teil beschränkend — mit dem Zusatz: „in enger Beziehung zu Berlin stehende Werke“ und noch dazu „zunächst der eigentlichen klassischen Epoche,“ die von 1740—1815 bestimmt wird. In den angekündigten Werken hat man freilich den Zeitraum bereits nach rückwärts überschritten, mehr nach unsrer Zeit zu dürften „Berliner Neudrucke“ kaum nötig sein. Die beiden vorliegenden ersten Bändchen bringen Friedrich Nicolais „Kleinen, feynen Almanach“ von 1777 und 1778, jene aus einem bedeutsamen Zeitraum der deutschen Literaturgeschichte bekannte Satire auf Herder-Goethes Volksliederstimmung, halb buchhändlerisch-spekulative Nachahmung, halb litterarisches Pamphlet des der „rohen, abergläubischen“ Volksdichtung abgeneigten Berliner Aufklärers. Der Herausgeber, Georg Ellinger, hat in seiner litterarhistorischen Einleitung „oft Gesagtes“ gut wiederholt, außerdem aber hier und in einem bibliographisch-textvergleichenden Anhang reiches Material und eine stattliche Anzahl gelungener Quellenachweise niedergelegt. Unter den in Aussicht gestellten Gaben ragt besonders die nächste „Der gelehrte Artikel der Vossischen Zeitung während Lessings Leitung (1748—1755)“ hervor. Der Preis der Bändchen ist etwas hoch, er ist zwar bei Entnahme von ganzen Serien herabgesetzt, wir glauben jedoch, daß dies bei dem spezifisch Berlinischen bez. märkischen Interesse einzelner Teile nicht für alle Käufer in Deutschland eine Erleichterung ist.

Der Weltsprachenschwindel. Ins Schrankenlose oder zurück ins Beschränkste — zwischen diesen beiden Richtungen schwankt unsre Zeit fortwährend hin und her. Hier rühmen sich Parteien, „kein Vaterland“ zu haben, dort will ein Krähwinkel als politische Individualität anerkannt werden; hier ungezügelter Konkurrenz, dort Einschnürung in spanische Stiefel; hier Materialismus, dort starkste Orthodoxie u. s. w. Darf es wunder nehmen, daß auch auf dem Sprachgebiete beide Strömungen sich bemerkbar machen? Auf der einen Seite schießen die künstlichen Weltsprachen auf, auf der andern suchen Völker sich sprachlich abzusperrren. Mit der Volapükerei sich zu befassen —, d. h. zu beweisen, daß Volapük ein großer Humbug ist —, möchte man ernsthafter Männer nicht würdig finden. Denn für jemand, der ruhiger Ueberlegung fähig ist, bedarf das doch keines Beweises. Man braucht vom Wesen und der Geschichte der Sprache wenig oder

nichts zu verstehen, und wird sich doch sagen, daß Herr Schleyer und sein Anhang eine Kleinigkeit übersehen haben, die verschiedene Aussprache derselben Lautzeichen bei verschiedenen Völkern und das gänzliche Fehlen gewisser Vokale und Konsonanten in manchen Sprachen. Wir wissen wohl, daß Kongresse abgehalten worden sind, auf denen die Jünger des Propheten von Konstanz, die aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zusammengekommen waren, im Volapük Reden gehalten und gethan haben, als ob sie einander verstünden. Allein man lasse einmal nicht eingeschworene Leute aus Schwaben, Westfalen, Sachsen, Hannover, Pommern, Ostpreußen, Oberösterreich, dann aus Spanien, Italien, Frankreich, England, Holland, Schweden, Rußland, Syrien u. s. w. die hier folgende Strophe aus der preussischen Volkshymne herfagen: wie anders würde sie in jedem einzelnen Munde lauten!

Flam sanik! glutölöd!
glutölöl litölöd
plo reg e län!
Tän ostalobs valiks
plo man bal lanimiks,
obludobs kopimiks,
plo tlon e län!

Nur darin würden wohl alle übereinstimmen, daß man, ohne sich die Zunge zu zerbrechen, das plo tlon, obludobs u. s. w. unmöglich korrekt herausbringen könne. Wir verdanken die Bekanntschaft mit dieser Wohllautsprobe einer kleinen Schrift von Dr. Karl Feyerabend: Der Weltsprachenschwindel (Heilbronn, Gebr. Henninger). Und eben sie ist es, welche die Frage anregte, ob es nicht Verschwendung sei, so viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn zur Bekämpfung einer Phantasterei aufzubieten, die ja nach kurzer Zeit verpuffen muß, wie das Tischrücken und ähnliche Modethorheiten. Der Verfasser, der sich nicht ausschließlich gegen Schleyer, sondern auch gegen dessen zahlreiche Konkurrenten wendet, bietet damit die beste Gelegenheit, sich über die verschiedenen Formen, in denen die Epidemie auftritt, zu unterrichten, und für diesen Zweck kann die Schrift bestens empfohlen werden. Zugleich zeigt er aber, woher die Hilfe kommt. Vernunftgründe werden schwerlich ein Mitglied einer der Gilden bekehren, vielmehr machen die verschiedenen Gilden sich gegenseitig tot. Man wird da mitunter an die bekannte Narrenhauszene erinnert, in welcher einer mitleidig die Einbildungen der Unglücklichen bespricht und endlich sagt: „Der da glaubt gar, er sei der Kaiser von China, und der bin bekanntlich ich!“ Die Schrift von Moser ist unlängst in diesem Blatte angezeigt worden. Ein andres Beispiel bietet Raudas Näheres und Weiteres zu unserm Weltspracheprojekt (Berlin, Hennig). Der Verfasser erkennt ganz richtig alle Verkehrtheit des Volapük, will aber doch auf eben so künstlichem Wege eine Weltsprache zu Tage fördern. Das scheint der Stein der Weisen unsrer Zeit zu sein! Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß auch die verständigeren und bescheideneren Ankanisten sich der Täuschung hinzugeben pflegen, ihr Produkt werde von der Handelswelt für den internationalen Verkehr gern übernommen werden. Der Handel hat seine Weltsprachen, englisch, französisch, für den Orient italienisch, und im telegraphischen Verkehr kann ein großes Haus so wenig wie eine Regierung eine Sprache gebrauchen, die auch andre verstehen.

Den besprochenen Gegensatz liefert dann und wann die — im allgemeinen sehr berechtigte und von erfreulichen Erfolgen begleitete — Bewegung für Reinigung der deutschen Sprache. Die meisten Mitstreiter in diesem Kampfe sehen

nicht, ja sie haben zum Teil keine Ahnung davon, daß unsre Sprache von Tag zu Tage mehr durch viel schlimmere Dinge verunreinigt wird, als durch die Fremdwörter: durch grammatische Sudelei. Einzelne verfallen in den Fehler der alten Puristen, sie verkennen, daß es ein arger Rückschritt sein würde, wenn Deutschland durch Aufgeben der allgemein gültigen Fachausdrücke sich selbst den internationalen wissenschaftlichen Verkehr erschweren wollte. Solche Thorheit wollen wir den Völkern überlassen, um deren wissenschaftliche Arbeit sich die gebildete Welt nicht zu kümmern braucht. Es muß zugegeben werden, daß die Grenze zwischen dem Ballast und dem Notwendigen nicht immer leicht zu ziehen ist, aber in solchen Fällen wird man lieber ein Wort zu viel als eins zu wenig bewahren. Zum Beispiel. In dem Organ des Wiener Sprachvereins („Deutsche Zeitung“) veröffentlicht ein Chemiker eine Liste von Fremdwörtern, die in den chemischen Gewerben gäng und gäbe und nach seiner Meinung durch deutsche zu ersetzen sind. Mit vielem kann man sich einverstanden erklären, in manchem geht er zu weit, so wenn Glasur ausgemerzt und durch Schmelzdecke oder Ueberglasung, Lüster durch Schimmer, Hautfarbe, Schmelzglanz, gausfiren durch pressen, musterpressen, Nüance durch Abstönung, Farbenverschiedenheit, Papiermaché durch Papiermasse, planiren und satiniren durch glätten ersetzt werden soll. Die deutschen Ausdrücke haben entweder bereits einen andern bestimmten Sinn, oder treffen nicht vollständig die Bedeutung der fremdsprachigen. Ebenso ist es mit den Uebersetzungen von Appretur, Areometer, Atom (Urteilchen — wobei man an ein kleines Urteil denkt!), Reagens und Reaktion, Reservage u. a., Fremdwörter, die den Vorzug haben, daß man in allen zivilisirten Ländern unter ihnen genau dasselbe versteht. Der Vortheil ist groß genug, um den Schaden aufzuwiegen. Oder sollen etwa aus der Botanik, Zoologie u. s. w. die lateinischen und griechischen (oder immerhin barbarischen) Benennungen verbannt werden? Gedenket des Wahlspruchs Solons!



Litteratur

Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwicklung der europäischen Völker. Von Richard Mahrenholz und August Wünsche. Oppeln und Leipzig, Eugen Brandts Buchhandlung, 1888

Der Inhalt dieses Buches entspricht nicht recht dem Titel, nach welchem wir allgemeine Ergebnisse geschichtsphilosophischer Betrachtung erwarten, während hier weniger philosophirt als erzählt wird, und nur einige Hauptthatsachen des europäischen Staats- und Kulturlebens in einzelnen Bildern dargestellt werden. Doch sind diese Bilder, richtiger diese Skizzen, auf Grund so guter Kenntniss der Gegenstände und mit so geschickter Hand gezeichnet, daß wir auf jenen Umstand nicht viel Gewicht legen und das Buch als ein solches empfehlen dürfen, welches zwar nichts oder wenig neues, aber das dem gebildeten Publikum aus zusammenhängenden Geschichtswerken bekannte in ansprechender Form nochmals vorträgt. Der erste Abschnitt beschäftigt sich nach einem einleitenden Blick auf den sich auflösenden